Zeitschrift: Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen
Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen
Band: 17 (1965)

Artikel: Schaffhauser Heimat : Heimat- und Volkskundliches aus Beringen
Autor: Rahm, Ewald
Kapitel: Unser Dorf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-584727

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

höhere oder mindere Person, den Kanonikern der erwähnten Kirche irgendwie frech zu widersprechen oder die Besitzungen derselben wegzunehmen, zu vermindern, oder sie sich anzueignen wage. Sollte aber, was ferne sei, ein verwegener Frechling sich herausnehmen, die Bestätigung unseres Privilegs zu verletzen oder zu stören, hat er hundert Pfund reinsten Goldes zu bezahlen, die eine Hälfte an unsere Kammer, die andere Hälfte der Kirche [Oehningen]. Und damit diese unsere königliche Verfügung unverändert und fest allzeit bleibe, haben wir diese Urkunde schreiben und mit eigener Hand unterzeichnen und mit dem Aufdruck unseres Siegels bekräftigen lassen. Zeichen des Herrn Otto des Grossen, des unbesieglichen Kaisers. Ich, Hiltipoldus, Bischof und Kanzler, habe an Stelle des Erzkanzlers Willigisus gegengezeichnet. Gegeben am 13. Januar im Jahre der Fleischwerdung 965, im 29. Jahre der königlichen, im 4. Jahre aber der kaiserlichen Herrschaft Ottos, in der achten Indiktion. So glücklich geschehen zu Chur. Amen.

---

[1] Oehningen. [2] Elmen. [3] Bühlhof. [4] Litzelshausen. [5] Riedern. [6] Ober- bzw. Unterwald, 2–6 alle auf Schienerberg. [7] Wilen bei Ramsen. [8] Abgegangener Ort zwischen Wagenhausen und Reichlingen. [9] Gailingen. [10] Abgegangener Ort bei Dörflingen. [11] Gottmadingen. [12] Bibern-Dorf SH. [13] Büsslingen. [14] Beuren bei Büsslingen. [15] Watterdingen. [16] Hauserhof bei Watterdingen. [17] Abgegangener Ort im Merishausertal. [18] *Beringen.* [19] Siblingen. [20] Lottstetten. [21] Denkingen bei Spaichingen, Württbg. [22] Rafz. [23] Osterfingen. [24] Mettingen bei Stühlingen. [25] Uehlingen bei Stühlingen. [26] Anselfingen bei Engen. [27] Zimmerholz bei Engen. [28] Zeilen bei Honstetten.

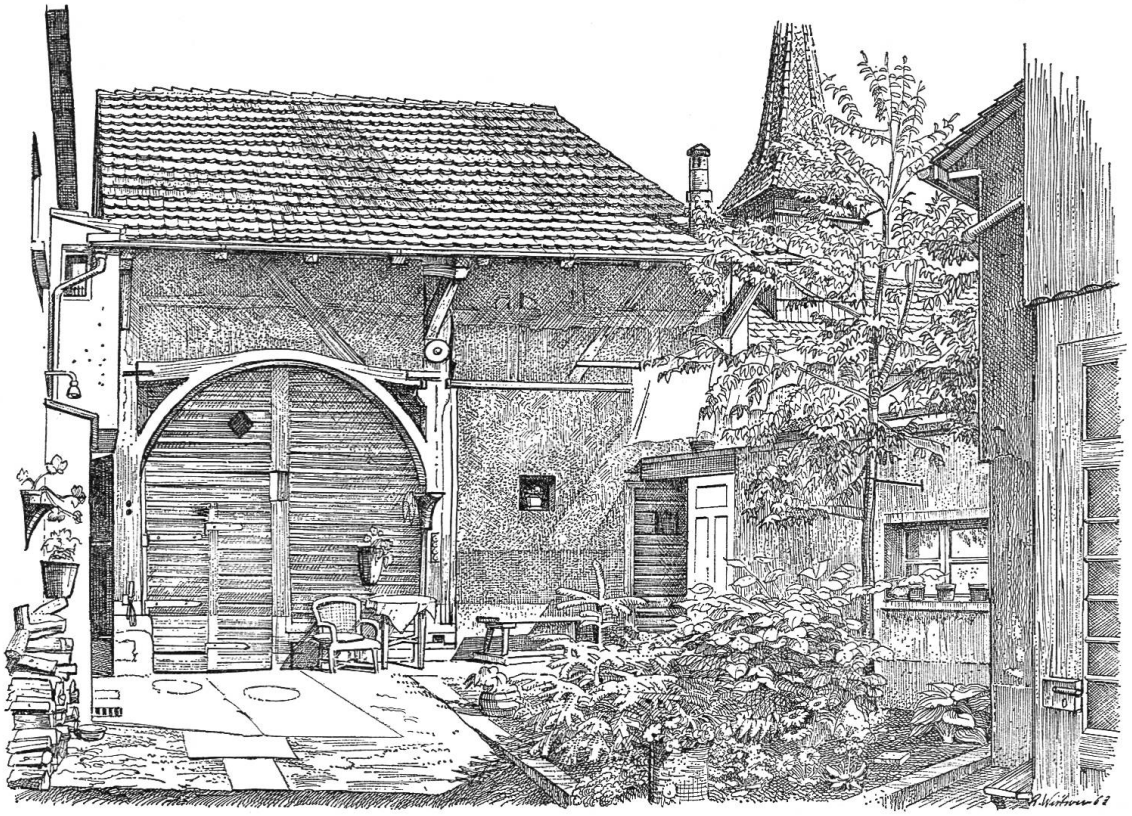
Unser Dorf

Wenn wir durch unsere engere und weitere Heimat wandern, so entdecken wir manchmal, dass jedes Dorf, ja jedes Haus sein besonderes Gesicht trägt. Es ist immer wieder reizvoll, den Gründen dieser Erscheinung nachzugehen und herauszufinden, welche Dinge seiner Siedlung den Stempel aufgedrückt haben. Auch unser Dorf ist das Ergebnis verschiedener Einflüsse. Der erste und wichtigste war das Wasser, der Bach. Es zieht die Menschen an, ohne Wasser gibt es kein Leben. Es treibt die Mühlen; bei uns waren es Mehl- und Gipsmühlen. Wasser hat unsere ehemalige Hanfreibe und Oele getrieben. Es war einst nötig für das Färbergewerbe im heutigen Doktorhaus. Im Bach wusch man alles; in ihm verschwellte man Standen, Gelten, Züber und Bücki. Er war Tiertränke und einzige Hilfe bei Feuersnot. Geduldig trägt das Wasser jeden Unrat und Schmutz zu Tal. Es düngte einst die Felder und Wiesen unter dem Dorf und wurde mit Sorgfalt zum Wässern verwendet.

Es ist verständlich, dass sich die ersten Ansiedler an den Bach drängten. Haus stand an Haus, zwei Häuserzeilen bildeten das Urdorf. Der Leute wurden

immer mehr. Das günstige Bachufer aber war schon lange verbaut. Ins Lieblosental hinauf wollte man nicht, wegen der fehlenden Sonne, weiter ins Tal hinaus ging man nicht, wegen der starken Ost- und Westwinde. Da fanden denn die Leute eine andere Lösung. Wenn eine der vielen Feuersbrünste ein Loch in die Häuserzeile gerissen hatte, so wurde sie nicht einfach wieder geschlossen. Nein, man baute einen «Hof», eine Blase wurde gebildet, die auf dem Raume, wo vorher ein oder zwei ans Wasser kommen konnten, erlaubte, dass sechs und mehr die Möglichkeit dazu hatten. Das beste und auch das besterhaltene Beispiel ist der *Leuenhof*. Andere Höfe hat die neue Zeit am hintern Ende durchbrochen und durch sie Strassen hinaus in andere Quartiere geführt. Weitere Hofgebilde sind: Der *Munggehof*, das *Chlösterli*, der *Kellerhof*, der *Vogelhof*, der *Paradieserhof*, der *Prinzenhof*, der *Winkel*. Der *Chelhof* (s. Bild) liegt bei der Kirche, seitab dem Bach; dort gruppierte man sich um den gemeinsamen Sodbrunnen.

Dass die «Höfe» auf ein respektables Alter zurücksehen können, erhellen die Namen, die zum Teil unverständlich geworden sind. Der Munggehof liegt gegenüber der «Sonne»; Mungg heisst Mönch und munggele ist ein Vorsichhinsprechen, das man bei betenden Mönchen beobachten kann. Munggehof, Chlösterli, Kellerhof, Paradieserhof und Chelhof waren einst Klosterbesitz. Im Kellerhof sass der Vertrauensmann des Gotteshauses, der Keller, und zog den Zehnten ein. Im Chel-

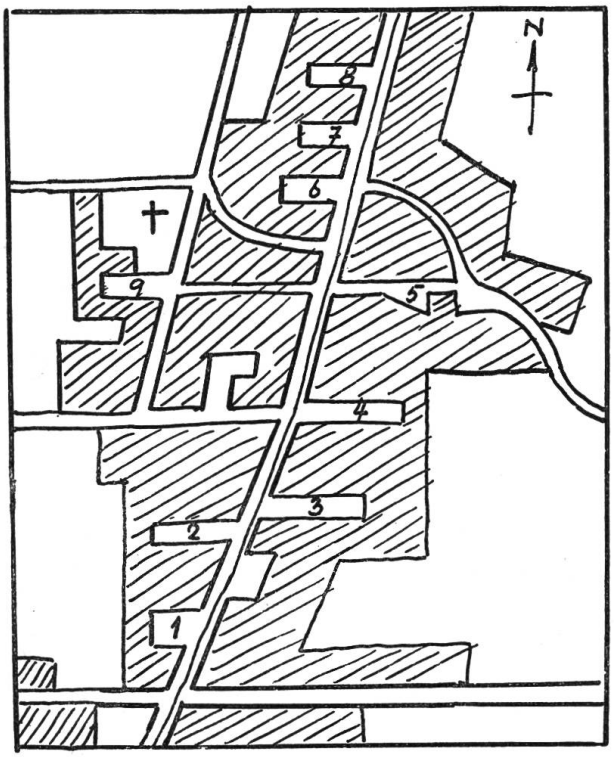


hof, wo das Kloster Paradies fünf Häuser besass, hatte der Chelhofer das gleiche Amt inne. Chelhofer und Keller sind späterhin Geschlechtsnamen geworden. Der Name Paradieserhof sagt uns als einziger, wem er einst zugehörte.

Als die Strasse Freiburg im Breisgau nach Schaffhausen mehr und mehr befahren wurde, wagten es manche, wegstrebend vom alten Bachdorf, längs der Verkehrsader ihre Häuser zu bauen. Ein Stück Strassendorf entstand je nach Westen und nach Osten. Die Fuhrleute hatten durstige Kehlen und ihre Knechte hungrige Magen — aber alle Wirtshäuser, die ihretwegen sich aufgetan hatten, die *«alte Post»*, die *«Rose»*, der *«Adler»*, das *«Wiesental»*, sie sind schon lange eingegangen.

Vor rund hundert Jahren kam der Bahnbau. Andernorts sind Bahnhofquartiere entstanden. Auch bei uns erhoffte man ein solches, es ist aber mit wenigen Häusern und einer Wirtschaft nur bei der Andeutung geblieben.

Bach, Strasse und Bahn hatten um die Jahrhundertwende unserem Dorf den Stempel aufgedrückt; die Landwirtschaft ebenso jedem Haus, das Wohn- und Wirtschaftsgebäude enthalten musste. Mit dem Aufkommen der Industrie zeigte sich ein neuer Zug, das blosse Wohnhaus im lockeren Wohnquartier. Schüchtern wuchs das neue Gebilde am Dorfrand nach Osten, man durfte nicht zu weit und zu hoch gehen, weil die verhältnismässig noch junge Wasserversorgung dies nicht erlaubte.



Die «Höfe» in Beringen:

1. Munggehof
2. Chlösterli
3. Leuenhof
4. Kellerhof
5. Winkel
6. Vogelhof
7. Paradieserhof
8. Prinzenhof
9. Chelhof

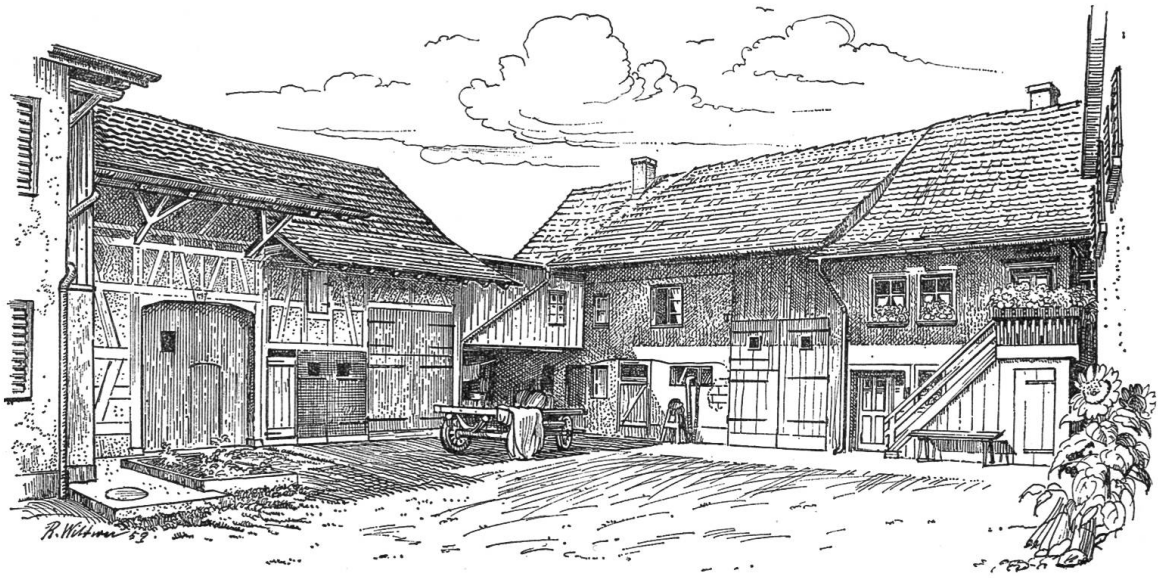
Nachdem unsere Wasserversorgung 1946 grosszügig ausgebaut worden war, entstand das auffallende Bild der reinen Wohnbauten am Hang vom Dorf bis in die Enge hinein. Der Bach hatte für diese Leute keine Bedeutung mehr. Mit der aufkommenden Motorisierung musste man auch nicht nach den öffentlichen Verkehrsmitteln Ausschau halten. Sonne gab es in reicher Fülle, und die gefürchteten Winde zogen andere Wege. Diese fünfte Etappe unserer Dorfbildung ist noch nicht abgeschlossen, aber sie hat eigentlich erst den Wandel vom einstigen Bauerndorf zum Vorort eindrücklich gemacht.

Die letzte, 1962 durch zwei Fabrikbauten eingeleitete Weiterbildung unseres Dorfes, ist die Industrieansiedelung. Weite Gebiete über dem Bahndamm im offenen Tal sind für den Zweck aufgekauft. Bereits hat auch die SIG (Schweizerische Industriegesellschaft Neuhausen) eine Werkhalle unter Dach und Fach gebracht.

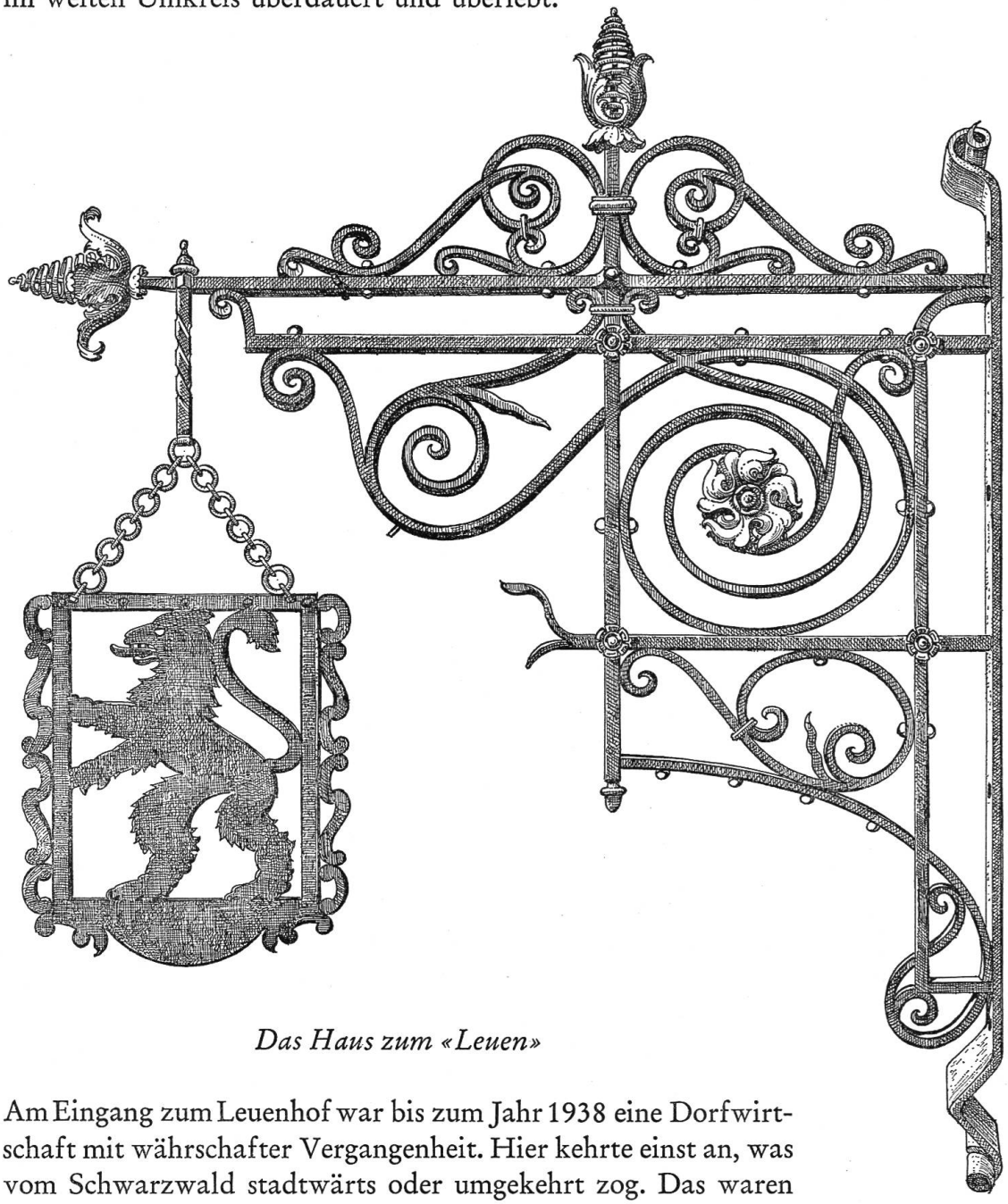
Zur Zeit wohnen im Dorf rund 2000 Einwohner. Organe der eidgenössischen Landesplanung haben errechnet, dass wir Raum für 13 000 Menschen zur Verfügung hätten. So oder so wird sich das Antlitz der ursprünglichen Siedlung immer mehr verwischen. Das Neue wird zeigen, dass der Mensch beim Bauen stets weniger von den natürlichen Gegebenheiten abhängig ist. Möge er trotzdem mit des Dorfes Grund und Boden verbunden bleiben, wie es die Alten bei ihrer Abhängigkeit von Wasser, Wind und Wetter gewesen waren.

Der Munggehof

ist typisch für unser Dorf: ein paar Häuser, zurückgesetzt von der Strasse und eine kleine Welt für sich. Und wie der Chelhof, der Paradieser- und Kellerhof, so erinnert auch der Munggehof an die Zeiten, da die Klöster landauf und landab



die grössten Besitzer an Häusern, Grundstücken und anderen Rechten waren. Die wenigen Häuser, Ställe und Scheunen auf unserem Bild gehörten einst den Munggen oder Mönchen. – Sie und ihre Name haben Klöster und fromme Brüder im weiten Umkreis überdauert und überlebt.



Das Haus zum «Leuen»

Am Eingang zum Leuenhof war bis zum Jahr 1938 eine Dorfwirtschaft mit währschafter Vergangenheit. Hier kehrte einst an, was vom Schwarzwald stadtwärts oder umgekehrt zog. Das waren einmal fromme Pilger auf dem Wege nach Einsiedeln. In der «Schwoobeschüür» hatten sie ihr Nachtlager, auf dem Hin- und auf dem Rückweg. Die Kinder sprangen jeweilen herzu und heischten «Helgili», Heiligenbildchen. Fuhrleute und

fahrende Händler machten im Leuen Rast. Wurden bayrische Schweine durchs Dorf getrieben, dann tönte es gassauf, gassab: «Wer will schöni Säue chaufe, dä söll gschwind in Leue laufe!» An Tanzsonntagen war die Schwoobeschüür Tanzplatz. In der buntbemalten Ecke schwangen sich die Musikanten auf den Bock und fidelten drauf los, dass kein jung Menschenherz ruhig bleiben konnte.

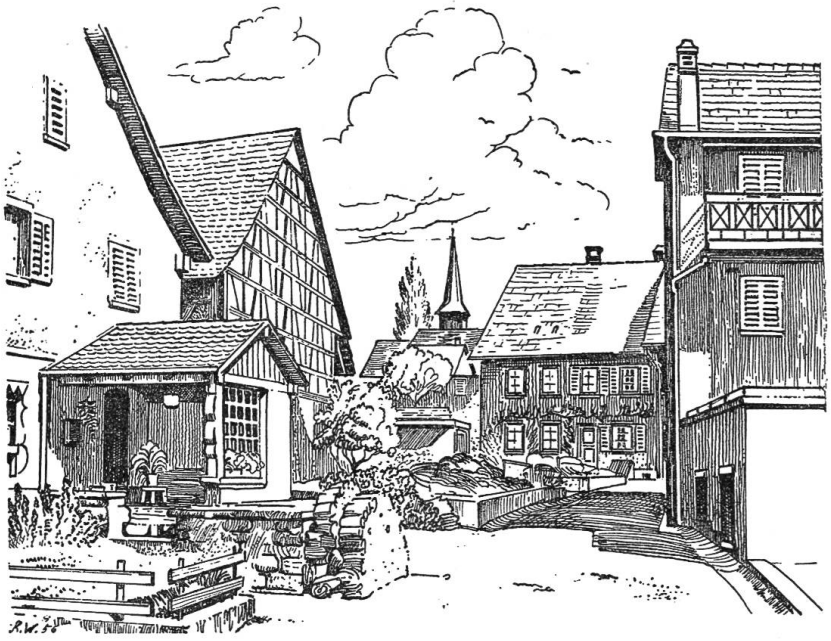
Im obersten Stübchen des Hauses wurde der erste Verein unseres Dorfes aus der Taufe gehoben, der volkstümliche Gewerbestandsverein Beringen. Es war im Jahre 1845. Durch unser Land ging damals ein frischer, froher Geist. Das Vaterland wurde mit Lied und Wort gefeiert, von der Bildung jedes Einzelnen erhoffte man eine glückhafte Zukunft. Zu der Zeit sammelte Heinrich Schwyn, Schreiner, die Begeisterungsfähigen unseres Dorfes um sich. Im Leuenstübli las man bei Kerzenlicht Bücher und Zeitungen. Man disputierte und sang Vaterlandslieder. Man regte die Strassenbeleuchtung, eine Viehversicherungskasse, eine Sparkasse, die Realschule und viele andere gemeinnützige Dinge an. Man arrangierte Feste und zog an solche über den Bann hinaus. Den «Altmodigen» lag dies Getue der Hitzköpfe gar nicht. Uns Jetzigen aber möge gesagt sein, dass wir heute manches geniessen, das Heinrich Schwyn, Freiheitsbart genannt, und seine Gesinnungsgenossen in stiller Klause ausgeheckt und mit Zähigkeit zustande gebracht haben. Im Leuen erkannte man zuerst, dass eine neue Zeit angebrochen war, und in diesem Haus war man zuerst bereit, mitzuhelfen, das Neue der Dorfgemeinschaft zuzuhalten.

Das Haus zur alten Post

Die neue Zeit hat auch diesem Haus, wie übrigens den meisten Bauten in unserem Dorf, ein anderes Gesicht gegeben. Vor vier oder fünf Generationen war da eine Bäckerei samt Wirtschaft. Und weil zu jenen Zeiten das Ueberhöckle,

Jassen und Politisieren viel mehr im Schwange waren, als in unseren Tagen, so findet man Wirt und Kundschaft nur zu oft in den Gemeinderatsprotokollen aufgeführt. Noch bevor die Bahn am Randenhang hinfuhr, befand sich in dem Haus auch die Postablage. Nachts zwölf Uhr fuhr die Rösslipost, von Freiburg im Breisgau herkommend, in unser Dorf ein. Am «chliine Silberraa» schon blies der Postillion in sein Horn, für den Posthalter das Zeichen, dass er den Postsack übergeben sollte und zwar ohne Zögern, denn Ross und Wagen hielten nicht an.

Das Gengli



Kurz nach dem «Haumesserrank» schwenkt das Chirchgengli, wie es früher hiess, nach rechts ab. Als die Dorfstrassen noch nicht geteert waren, gingen die Alten hier hinauf zur Kirche.

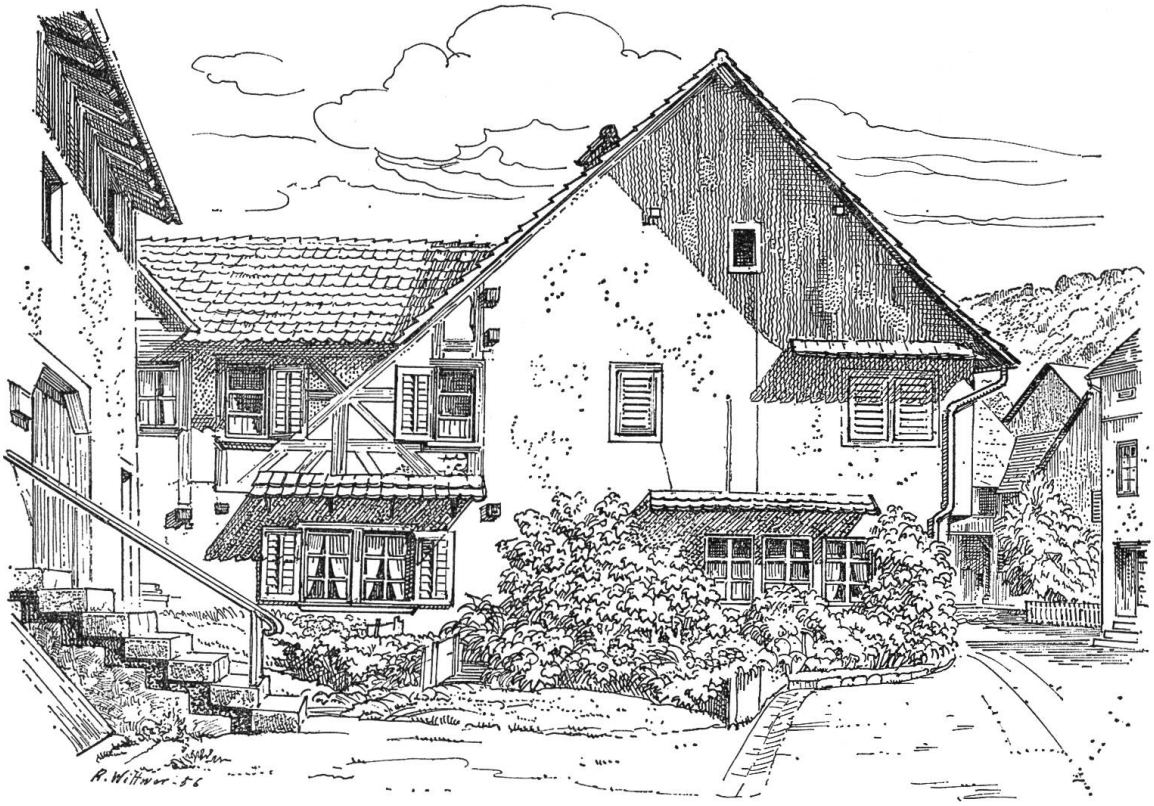
Unser Zeichner bekannte mir, dass er beim Brand des Hauses Huber-Bolli (1961) recht «erchlüpft» sei. Mit ihm ist es noch vielen so ergangen; keiner aber hatte vorgesorgt wie er. Aus seiner dicken Mappe zog er das Bild hervor, das dem Leser die Baute vom Chirchgengli her zeigt. Kürzlich hat der Trax dafür gesorgt, dass rein nichts mehr übriggeblieben ist, als eine Lücke in der Reihe der ältesten Häuser unseres Dorfes.

Im oberen Chirchgengli

hatten wir ein Stück ganz altes Beringen. – Leider ist es abgebrannt, und ein Neubau ist erstellt worden. Lustig waren die Holznägel, die aus der Mauer guckten. An ihnen hingen zuletzt noch ein paar Leitern; früher aber dienten sie auch zum Trocknen und Dörren von Hanf und Flachs.

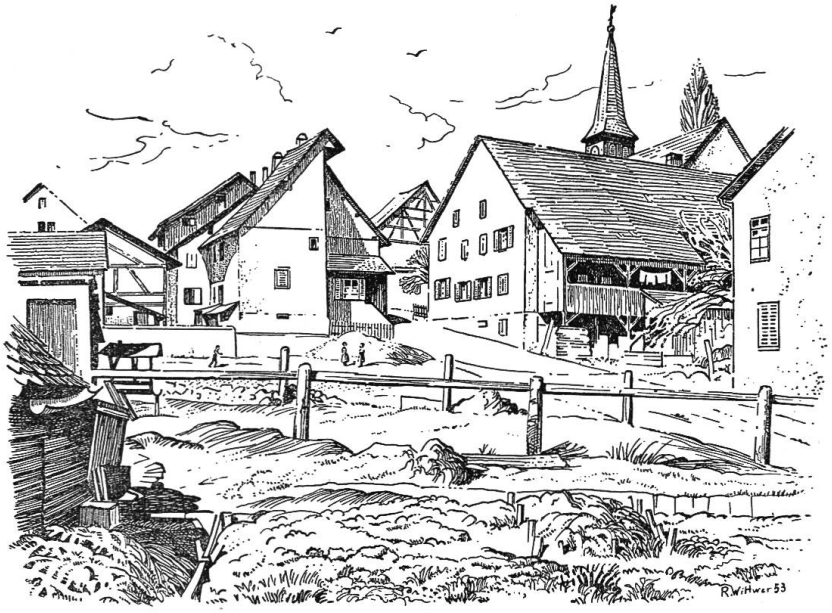
Rechts daneben hat einer seine Hausecke mit dem Stück einer alten Baumtrotte abgestützt.

Das Burgerhüüsli



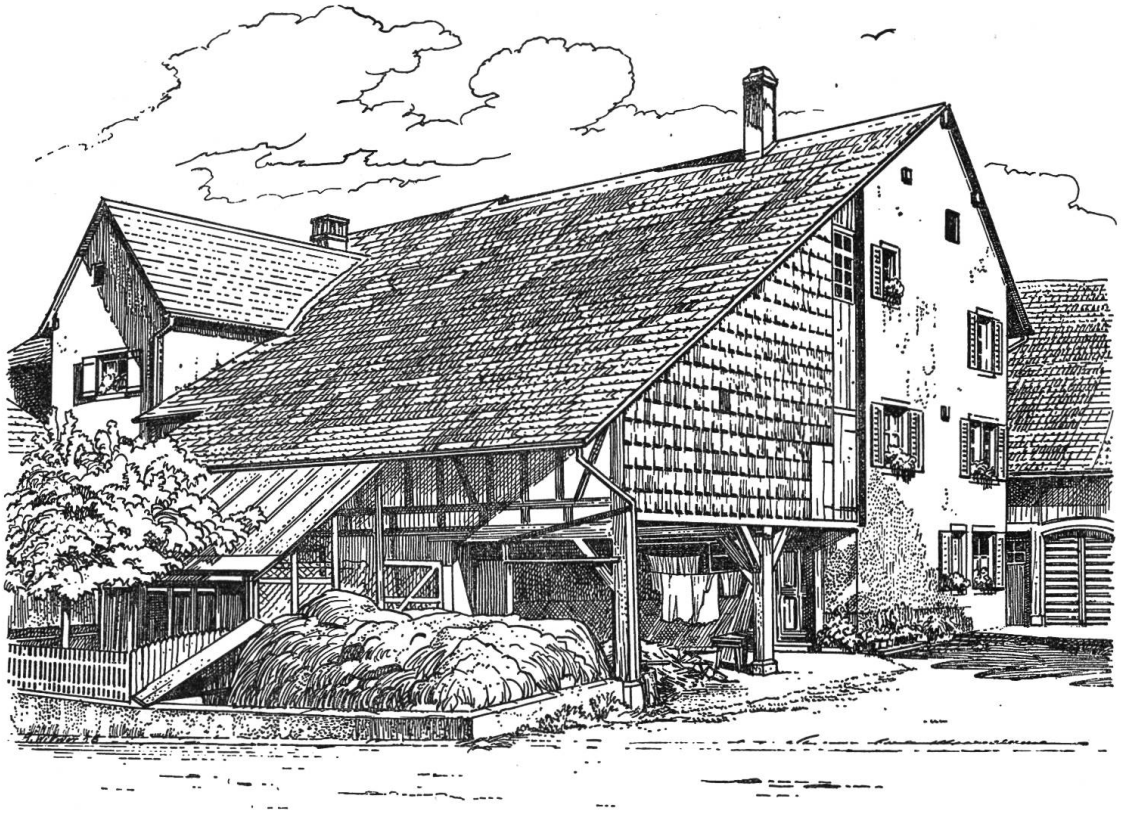
Kürzlich hat die Gemeinde das Häuschen mitten im Dorf gekauft, es soll verschwinden und dem modernen Verkehr geopfert werden. Vorerst aber wollen wir uns noch freuen ob dem putzig zusammengebastelten Ding, mit seinen hellen Fensterscheiben und den Dächlein darüber, mit seinen Anschlagbrettern und Vereinskästlein an der Ostfront, allwo jedermann militärische Aufgebote, Zivilstandsbewegungen, Vereinsanlässe und Kauf- und Verkaufsanliegen studieren kann.

Brandplatz und Weibelberg



Gleich hinter dem Burgerhüüsli breitet sich der Brandplatz aus. Kurz nach der Jahrhundertwende riss das Feuer ein Loch ins Dorf und schuf eine wenig schöne Lücke. Im Hintergrund steht das Horisbergerhaus mit seinem einseitigen Dachstuhl. An seiner Nordfront fand sich bei einer Renovation die Jahreszahl 1643.

Rüeger, der Chronist schreibt: «Im Dorf Beringen hat es ouch einen starken, werhaften turn mit einem graben umgeben ghan, soll vor dem pfarrhuss über gestanden sin.» Tatsächlich ist der Turm noch heute vorhanden, aber im Laufe von 500 oder 600 Jahren ist er in seinem Innern oft umgebaut und nach aussen hin sind Häuser an ihn gestellt worden. Wie das geschah, zeigt unser Bild. Bis vor zwei, drei Jahren war es noch so. Indessen ist das Ganze modernisiert worden.



Unser Zeichner hat mit viel Liebe und Sorgfalt das typische Haus des Kleinbauern, des Rucksäcklibauern, festgehalten. Tagsüber ging der Hausvater dem Taglohn nach, abends tat er die Arbeiten, die man einer Frau nicht zumuten konnte. Die Hausmutter stand der grossen Familie vor, war unermüdlich im Haus, im Stall, im Garten und auf dem Feld tätig. Die letzten Bewohner vom alten Schlag haben im hohen Alter das Zeitliche gesegnet. Der Tod erst nahm ihnen die Arbeit aus den Händen. Die Jungen sind ausgeflogen und haben sich ein eigenes Nest gebaut. Mit den letzten Bewohnern des alten Hauses und mit dem Umbau ihrer Wohnstatt ist auch auf diesem Platz eine jahrhundertealte Lebensweise abgeschlossen und durch Neues ersetzt worden.

Der Vogelhof

mit seinen aneinandergebauten Häusern, mit den Vordächern, den Kellerfallen vor dem Haus und den Treppen, die von aussen in den zweiten Stock führen, ist ein fast unberührtes Stück Beringen. Besonders lustig ist das Bild im Sommer. Wer nicht zur Arbeit muss, der macht es sich draussen auf einer der Treppen bequem.

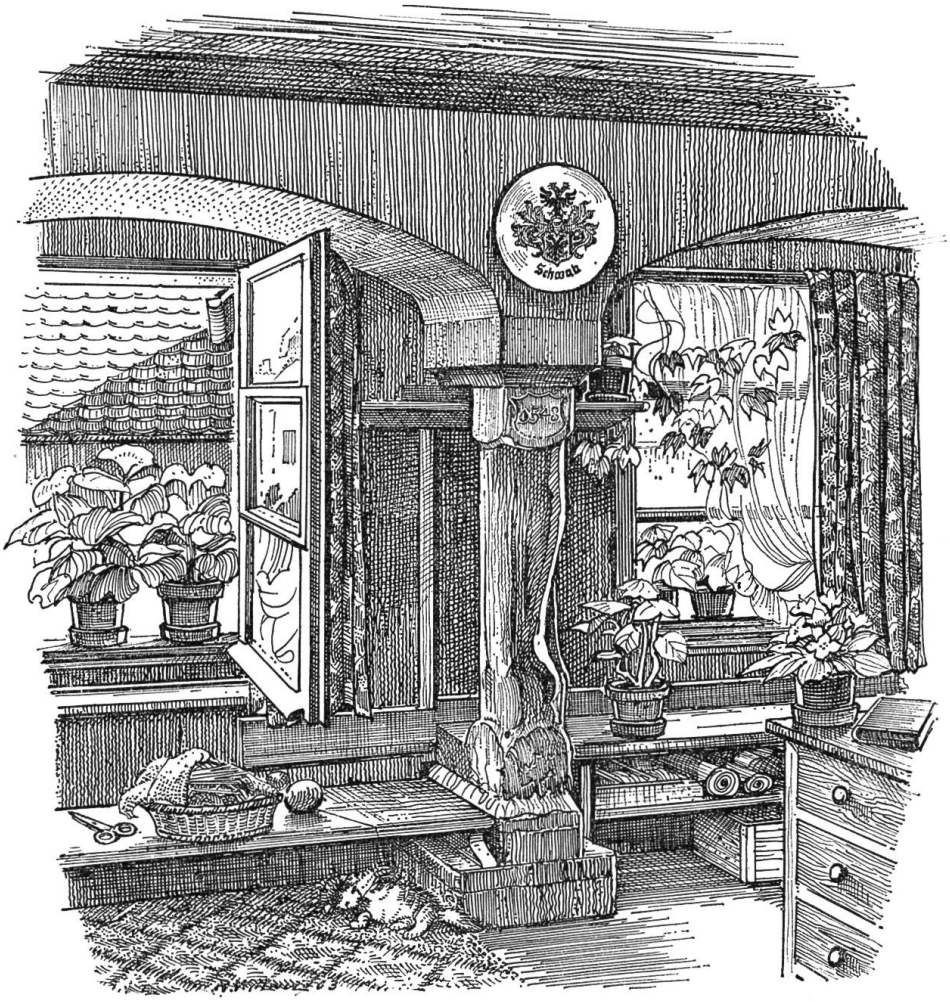
Da gehen die Stricknadeln, da werden Gofen gegaumt, die grösseren Kinder spielen ungestört auf dem Weg, und gegenüber klappert der Küfer mit Flaschen oder klopft an seinen Fässern. Im Vogelhof hat sich ein Stück Seldwyla in unsere Zeit hinübergerettet.

Der Paradieserhof

Im Paradiesli am Rhein kannten sich die Soldaten der letzten Grenzbesetzung aus dem Klettgau gut aus. Den Wald im Scharen durchstreiften sie Tag und Nacht, zu allen Jahreszeiten; die Wirtschaft besuchten sie, soweit es möglich war; die ehemaligen Klostergebäulichkeiten aber waren den meisten von uns unbekannt.

Am 6. Dezember 1253 schenkte der reiche und der Kirche wohlgesinnte Graf Hartmann der Aeltere von Kyburg dem Kloster Paradies bei Konstanz zu ewigem Besitz seine Güter und Rechte in Schwarza, d.h. in und um das Dorf, das da gestanden hat, wo sich heute die Gebäude des Paradieses erheben. Und gar bald zogen die Nonnen vom unruhvollen Konstanz weg und liessen sich im neuen Kloster am Rheinstrom nieder. Das Dorf Schwarza wurde nach und nach Kloster-

besitz. Durch Schenkungen und Kauf wusste sich das Kloster seinen Besitz zu vermehren, gar bald war es auch bei uns Haus- und Grundbesitzer. Im Jahre 1289 kaufte Paradies in Beringen 2 Schuposen Wiesen um 21 Mark Silber. Am 11. Juni 1291 verkaufte Heinrich, genannt Svager, Ritter, Bürger in Schaffhausen, den oberen Kehlhof in Beringen (hinter der Kirche gelegen) mit allen Zubehörden um 104 Mark Silber an das Kloster Paradies. Am 20. Dezember 1296 verkauften Heinrich von Zurzach, Pfarrer der Kirche in Morinshusen (Merishausen), und sein Bruder Ulrich, Bürger von Schaffhausen, das Gut Bonstetten in Beringen den Frauen im Paradies um 54 Mark Silber. 1326 haben die Frauen im Paradies einen Zins zu gut ab einem Acker, der gelegen ist «bi dem hoffe ze Lubelosen». Innert weniger Jahrzehnte hatten sich die Klosterfrauen am Rhein in unserem Dorf und Bann einen recht ansehnlichen Besitz erworben. Das Gut Bonstetten scheint seitdem den Namen Paradieserhof zu tragen. Jeder von uns kennt die Häuserzeile im Oberdorf mit den zwei währschaften Bauten. An den alten Häusern ist in den



letzten hundert Jahren nicht wenig gesündigt worden. Auch im Innern wurde modernisiert bis fast zur Unkenntlichkeit. Man kann nur ahnen, dass die zwei Häuser einst die stolzesten des Dorfes gewesen sein müssen, der Sitz des klösterlichen Verwalters, des Kellers, der die Lehenleute (Pächter) des Klosters kontrollierte, der Zinse und Zehnten einzog. Als Respektsperson wohnte der Keller besser und schöner als die übrigen Dörfler, davon zeugt die Stube des heutigen Besitzers, Herrn Schwab. Hinter den Fenstern spannen sich zwei weite Steinbogen, sie lagern auf einer schlanken Säule von rotem Sandstein. Im Sockel ist die Jahreszahl 1548 eingegraben. Vier Jahrhunderte sind indessen nicht spurlos an der Stube vorbeigegangen. Einem Einwohner scheint der Schleifstein gemangelt zu haben. Er hat Axt und Gertel an der Säule geschliffen und sie einseitig geformt. 1726 wurde der Kachelofen erstellt, die Jahreszahl findet sich auf zwei Seiten des Ofenfusses. Vor kurzem hat Herr Schwab, unter guter Beratung des kantonalen Denkmalpflegers, seine Stube renoviert und daraus eine kleine Sehenswürdigkeit gemacht.

Sein Nachbar, der Hagehalter Hans, ist der letzte Vertreter der ehemaligen Beringer Fuhrleute. Neben seinem ausgedehnten landwirtschaftlichen Betrieb hat er mit seinen schweren Rossen stets schweres und schwerstes Fuhrwerk ausgeführt. Nun verstummen auch im Paradieserhof nach und nach die Zurufe an Knecht und Pferd. Das Rasseln der Ketten, das «Garen» der Wagen wird seltener. Die alte Zeit entweicht.

Das Kloster Paradies ist schon lang aufgehoben. Ein Schimmer der klösterlichen Ruhe aber hat sich in ihrem ehemaligen Besitz im Beringer Paradieserhof erhalten, jene Ruhe, die Werken und Schaffen nicht stören, und die vor allem zwischen vollbrachtem Tagwerk und erstem Sonnenstrahl stark und tief ist.

Die Gipsmühle

oben im Dorf ist seit Generationen im Besitze der Familie Bolli. Als 1906 Konrad Bolli, Gipsmüller, starb, kündete dessen Sohn der Gemeinde den Vertrag über die Mehlmühle und zog ins väterliche Haus. Hier setzte er die vielfältige Werkerei seines Vaters fort. Zu dem Betrieb gehörte eine Landwirtschaft. Für den eigenen und für fremde Betriebe wurde mit bis zu sechs Rossen gefuhrwerkt, für das ganze Dorf wurde Holz gefräst, und schliesslich ging neben allem her fleissig und unermüdlich die Gipsmühle.

Von der Strassenseite her trieb das sechs Meter hohe Wasserrad Mühle und Stampfe. Der Gips kam von Schleitheim, anfänglich mit dem Sechsspänner, später mit dem Tram. Der Bahntransport war recht umständlich und mühsam. Mit kleinen Wagen wurde das Gestein aus der Grube gezogen und auf den grösseren

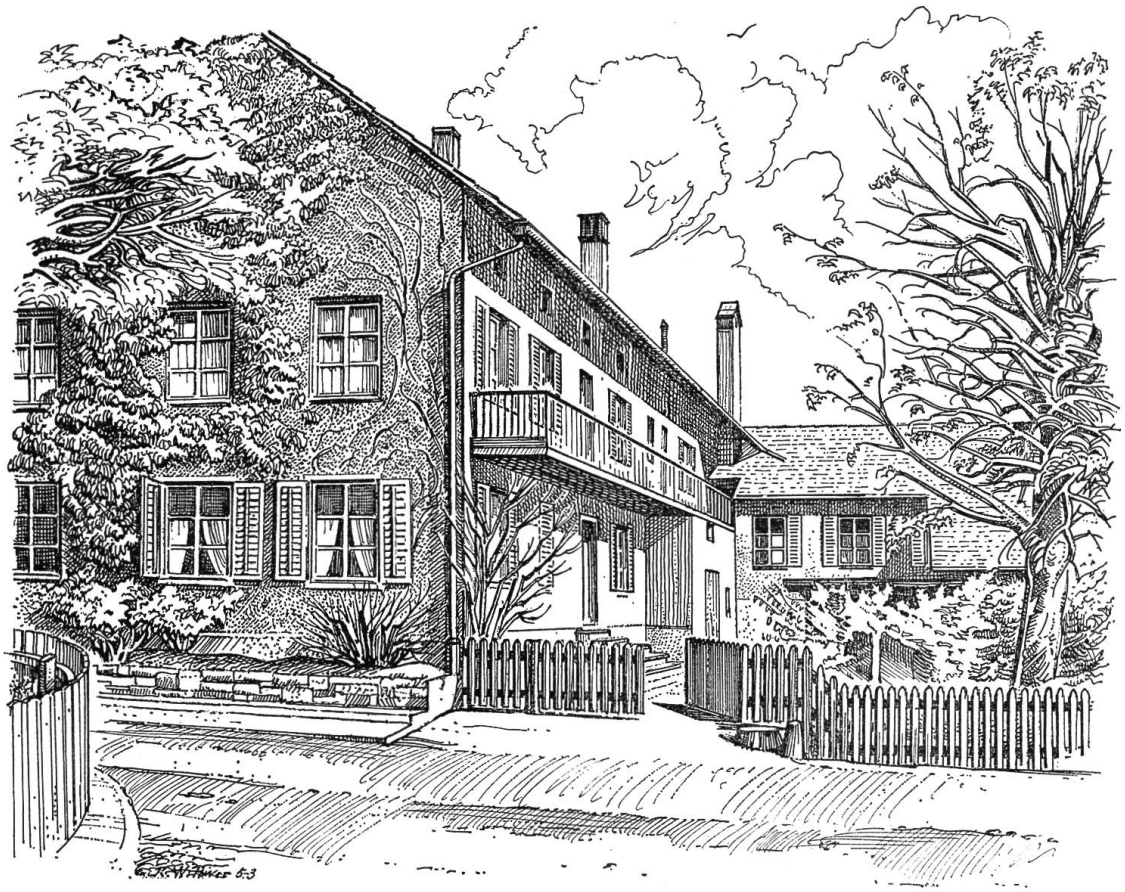
Wagen verladen. In Schleitheim lud man ins Tram um, und in Beringen geschah der dritte Umlad. Jetzt musste der Gips gebrannt werden. Im oder vor dem Haus wurde der Gipsmeiler gebaut: ein Haufe von vier auf vier Meter im Geviert und von über zwei Meter Höhe. Die ausgesparten Feuerräume wurden mit dreissig bis vierzig Wellen beschickt, und dann begann die Brennerei. Aus allen Löchern der Gipsmühle drang der Rauch, weil weder Kamin noch irgend ein eigentlicher Rauchabzug vorhanden war. Der Einheimische war sich an das rauchende Gebäude gewöhnt, den Fremdling aber konnte es erschrecken. So passierte es eines Tages, dass ein Randenwanderer in hellem Schreck dahereilte und Feueralarm geben wollte. Der gebrannte Gips wurde nun über schweren, gelochten Eisenplatten von sechs Eichenstempeln zerkleinert und kam darnach in die eigentliche Mühle. Wenn das Wasser genügte, ging das Werk Tag und Nacht. Die Stampfe liess das ganze Haus erdröhnen, und der feine Gipsstaub drang überall hin, selbst in Stube und Kammer. Ging der Mahlgang leer, dann schellte eine Glocke Alarm, und der Gipsmüller musste aufschütten. Das musste selbst während der Nacht zweimal getan werden. Der gemahlene Gips wurde in Säcke abgefüllt und anfänglich von den Bauern rings im Land abgeholt. Die Hemmentaler kamen mit dem Vierspänner oder auch nur mit dem Kuhfuhrwerk. Später wurden von einem Vertreter Bestellungen aufgenommen, und noch der dritte und letzte Gipsmüller, Herr Erwin Bolli, hat Gips in weitem Umkreis von Andelfingen bis nach Wagen-

hausen verführt. Es waren jedes Jahr ein paar tausend Säcke. Um die Jahrhundertwende kosteten 50 kg Gipsmehl 70 Rappen. Der Preis stieg dann bis zum Jahr 1949 auf zweieinhalb Franken. Im genannten Jahr aber ging der Betrieb ein; umfangreiche Reparaturen am ganzen Werk, besonders aber am Wasserrad, hätten das wenig lukrative Gipsmahlen noch unrentabler gestaltet. Ein Mühlstein und verrauchte Decken sind die letzten Zeugen des abgegangenen Gewerbes des Gipsmüllers in Beringen.

Das Haus zum Adler

Das stolze Gebäude mit seiner «Juchart Dachfläche» ist schon über hundert Jahre alt. Adler und Asyl Ruhesitz, samt allen Häusern entlang der Schaffhauserstrasse vom «Adler» bis ins «Wiesental», sind Kinder des Eisenbahnzeitalters. Der unternehmungsfrohe Schwyn, der das «Gemeindehaus» bei der Bahn gewünscht hatte, erbaute hier den Adler. Nach damaligem Brauch wurde ein gewaltiger Keller ausgehoben, die anfallende Erde verwendete man zum Auffüllen des am Platze vorhandenen Feuerweihers. Die Kalksteine wurden mit Stierfuhrwerken aus dem Steinbruch oberhalb der Staag herbeigeschafft. Als der Bau vollendet war, zeugte er für die Tüchtigkeit der Beringer Handwerker. Seine Einteilung war so verlockend, dass ein anderer Baulustiger die gleichen Pläne benützte. Das grosse Bauernhaus am Rande des Dorfes gegen Löhningen hin, der «Baumgarten», ist die Schwester des Adlers, gleich in Grösse und Ausmass, nur im Spiegelbild erstellt.

Aus dem Schwarzwald wurde damals viel Material, besonders Holz- und Holzkohle, per Achse in den Laufen bis nach Zürich geführt. Der 1930 verstorbene Adlerwirt Johann Meyer beherbergte die Fuhrleute. Seine Aufgabe war es, die Pferde auszuspannen, zu füttern, zu putzen und wieder einzuspannen, auch musste über die Enge Vorspann geleistet werden. Der Verkehr mit Schleitheim wurde mit der Pferdepost aufrechterhalten. Bei Andrang der Fahrgäste musste vom Adler aus die Beipost geführt werden. Es standen parat: ein Landauer und ein Fiaker samt dem nötigen Gespann. Zu den damaligen Zeiten war es auch Brauch, dass Geschäftsleute mit Kisten und Koffern ihren Kunden nachzogen. Im Adler stand immer ein Wagen für diesen Zweck bereit, um 1900 gab es fast täglich Fuhren. Es rollten die Räder, es knallten die Peitschen! Pferde stampften und wieherten. Hunger und Durst der Reisenden und Fuhrleute wollten gestillt sein. Von Schaffhausen rollten die Mühlefuhrwerke heran, Fischlis Fünfspänner, auch Luchsingers Gespann waren ein Stolz. Vor dem Adler wurde angehalten. Von Schleitheim kamen die Gips- und Mühlewagen, die Gäule wussten ihren Halteort. Mancher Begginger- oder Schleitheimergaul hielt vor dem Adler an, der Fuhrmann musste erst geweckt werden. Dies Kommen und Gehen gab immer reichlich



Arbeit. Selbst Meyers Buben, so klein sie waren, mussten zu den Gäulen stehen und bekamen als Entgelt 5 Rappen Trinkgeld. Indessen sorgte die Hausfrau für Speise und Trank. In der Wirtsstube, gleich beim Eingang, war der Tisch der Fechtbrüder und fahrenden Leute. Im Estrich oben befand sich ihr Zimmer. Auf Strohsäcken konnten sie um 20 Rappen schlafen — wie mancher musste aber erst den Betrag im Dorfe zusammenfechten. An den übrigen Tischen waren die stolzen Fuhrleute und die Reisenden, die Dörfler und Einheimischen zu finden. Ihr Durst war gross und das Weinmass nicht zu zimperlich. Der Wirtin musste es nicht Angst werden. Im Keller war Fassung genug, und unter Reif und Dauben lagen unvorstellbare Mengen Wein. Die vier grössten Fässer stammten von Küfer Roost, sie fassten in gespaltenem Holz über 200 Hektoliter. Manches Jahr war die ganze Fassung «platsched» voll, und wenn sie bis zum nächsten Herbst verkauft sein wollte, so konnte der Wirtin wahrlich kein Gras unter den Füssen wachsen. Neben dem Weintrinken war aber auch das Schnapsen noch recht im Schwange. Jeden Morgen wurden vor Arbeitsbeginn 1—2 Liter «Gurgelwasser» ausgeschenkt, selbst am Sonntag, ja dann erst recht. Das In-die-Kirche-Läuten war immer das Signal zum Gefechtsabbruch. Da trollten sich all die nach Hause, die stehenden Fusses ein und zwei Stunden politisierend und sprücheklopfend ums Buffet sich gedrängt.

Bei solchem Betriebe kam auch mancher Gast, der seine besonderen Mucken und Wünsche hatte. Regelmässig erschienen die Gailingerjuden mit dem Köfferchen am Rücken. Sie kauften Weinstein zusammen. Und weil manch junger Leser kaum jemals Weinstein gesehen hat, so soll er wissen, dass sich im Laufe der Jahre in einem Weinfass ein rötlicher Stein ansetzt, ganz ähnlich, wie sich im modernen Boiler Kalk niederschlägt und zu dicken Schichten anwächst.

Einer dieser Gailinger, der Hauhartli, verlangte regelmässig zu bestimmter Stunde die Hinterstube für sich. Er drehte hinter sich den Schlüssel, und hätten nicht neugierige Bubenaugen durchs Schlüsselloch geäugt, niemand hätte erfahren, dass das Männlein seine Gebete verrichtete, so wie seine Ahnen vor 1000 und mehr Jahren im heiligen Land es getan. Natürlich war auch der Beggingermüüser regelmässiger Gast. Jedes Kind kannte den Stelzfuss, und jeder Gast wusste, dass er um einen Schnaps das Gedicht vom Tambour im 70er Krieg zu hören bekam.

Kurz nach der Jahrhundertwende kam der Bau der Strassenbahn Schaffhausen-Schleitheim. Zugriffig übernahm der Adlerwirt den Transport von Kies, Schwellen und anderem Baumaterial. Die Arbeit gab er im Unterakkord an Bauern aus dem Klettgau weiter. Oft standen an die 30 Rosse im Stall. Die Bauern gingen ohne diese nach Hause. Der oft weite Weg konnte den Gäulen erspart bleiben. Als die Bahn eingeweiht wurde, und der Adlerwirt zum letztenmal seine Beipost geführt hatte, da wusste er auch, dass eine andere Zeit im Werden war. Die Fuhrwerke blieben eins nach dem andern aus, für den verlorenen Verdienst musste Ersatz geschaffen werden. Meyer versuchte es im Holzhandel und kam zudem auf eine ganz besondere Idee. Er offerierte das Schneiden von Kurzfutter. Die Pferdebesitzer in Schaffhausen, Fischli und Luchsinger, Müller, Architekt Hahn, Oberst Neher u. a. schickten regelmässig ihre Knechte nach Beringen. Dort mussten sie Kurzfutter in Säcken abholen, 70—80 Schaffhauserpferde frassen jahrelang Beringer Kurzfutter.

Kaum war für den ausgefallenen Strassenverkehr Ersatz geschaffen, da kam ein neues Unglück über den Adler, — das Auto. Aus war's mit dem Kurzfutter, aus mit den allerbesten Fuhrwerken, aus mit den letzten altmodischen Reisenden und Rossbesitzern! Da galt es im Adler wieder umzustellen. Eine Mosterei wurde eingerichtet. Eine der ersten Kegelbahnen im Kanton wurde aufgestellt. Heuaufzüge wurden montiert, Salz in der Stadt geholt, Rebstecken gehandelt, ebenso landwirtschaftliche Produkte, — wahrlich, der Adlerwirt tummelte sich. Und mit keinem Wort ist bis anhin gesagt worden, dass er neben all diesen Dingen noch ein rechtes landwirtschaftliches Gewerbe zu betreuen hatte.

Vorbei ist die Zeit, da man die angefressenen Achsen an den Kohlenfuhrwerken mit eingeschlagenen Kupfermünzen flott machte. Vorbei die Zeit, da das Zugspersonal rudelweise im Adler Znüni ass und erst auf das dritte oder vierte Pfeifen des Heizers zur Arbeit zurückkehrte. Vorbei die Zeit, da der Süülihändler

Schmid von Räterschen alle Montage, wie eine Uhr, mit seiner quietschenden Fracht vorfuhr. Tot ist der Adlerhans schon mehr als 20 Jahre, und leer ist das Haus von Pferden, Wein und Gästen! Die Erinnerungen an das Haus gehen verloren. Nur im Stadtkeller zu Schaffhausen liegen noch die guten, grossen Weinfässer von Küfermeister Roost. Sie waren nicht zu gering, vom Adlerkeller in den «Kleinen Käfig» eingeschlossen zu werden. Mögen sie noch recht lange Weinstein ansetzen und möge ihr Inhalt den Stadtherren das Herz erfreuen!

Beringer Geschlechter

Ursprünglich, wohl über Hunderte von Jahren gleichbleibend, zählte Beringen nur 13—20 Geschlechter, wie Bolli, Bollinger, Hauser, Keller, Roost, Schlatter, Schneider, Schwyn, Tanner, Zoller usw. Heute sind es gut 150. Einigen von ihnen sollen folgende Abschnitte gewidmet sein. Die

Bollinger

sind ein altes und zähes Geschlecht; sie waren seit jeher zahlreich in Beringen. Auch in Löhningen sitzen Bollinger seit alten Zeiten; zuerst werden sie aber in Hemmenthal genannt und manche Gelehrte glauben, dass die Beringer Bollinger von Hemmenthal stammen möchten. Alte Papiere könnten diese Meinung unterstützen. Im Jahre 1296, zu einer Zeit also, da sich die Eidgenossen erst wenige Jahre ihres Rütlibundes freuten, lebte in Hemmenthal ein Heinrich Bollinger. 1342 zählte eine Urkunde die Geschlechter unseres Nachbardorfes auf, u. a. auch die Bollinger, im folgenden Jahre werden in einem Zinsrodel Cüeni Bollinger und Hans der Bollinger von Hemmenthal genannt. Fast ebenso früh wie in Hemmenthal, nämlich im Jahre 1299, taucht in Schaffhausen ein Vertreter der Bollinger auf.

Bald nach 1600 können wir dem Geschlechte in unseren Kirchenbüchern nachgehen. Von 1608—1618 scheint es mit den Roost zusammen am häufigsten vertreten gewesen zu sein, wurden doch in den zehn Jahren 62 Bollingerkindlein und ebenso viele Nachkommen der Roost getauft. An dritter Stelle folgen die Zoller mit 26 Taufen, und die Hauser trugen 25 Kindlein zum Taufstein. Und weil die Bollinger um 1600 in unserm Dorfe so stark vertreten waren, dürfen wir wohl annehmen, dass sie es schon lange gewesen waren, lange, bevor die ersten Urkunden von ihnen berichteten. Damals hatten wir in Beringen 19 Geschlechter. Das Bollingergeschlecht blieb für die nächsten 200 Jahre das lebenskräftigste. Im